Belle triste

Roman. Das Wort steht mal groß, mal klein, mal in Versalien und mal ganz oben auf diesen Büchern – es ist immer da. Der Leser will das so, sagen Buchhändler, die es noch immer als lebendige Menschen, nicht nur als Versandeinrichtungen gibt. Gewiss, Romane sind es, jene drei zwischen gut 200 und knapp 400 Seiten starken Bücher, aber es stecken Essays und Kurzgeschichten, Autobiografien und Pamphlete, Briefe und Bauanleitungen drin – alles verpackt und verschnürt als Roman.

Wilhelm Bartsch hat nach Erprobung all seiner an Historie geschulten Sprachkraft im Romandebut „Meckels Messerzüge“ die Geschichte des Eberswalder Jugendlichen Franz Florschütz – dreisilbig wie sein zu Eberswalde gebürtiger Autor - aufgeschrieben, dem die Geschichte des Erwin Hagedorn anhängt. Den gab es wirklich, ein Sexualmörder, der im September 1972 hingerichtet wurde, „letzte Vollstreckung einer zivilen Todesstrafe in der DDR“, laut Wikipedia. Der erste Romansatz zeigt die Pole eines Eberswalder Jugendlebens: „Bob Dylan sollte im Ostfernsehen in der Sendung ‚Da lacht der Bär’ auftreten.“ Ungebärdige Jugend zwischen piefigen Schrankwänden, des Försters Töchterlein wird geliebt mit allem Pipapo und Soixante neuf, obwohl man der französischen Sprache nimmer mächtig war, sondern nur Russenkasernen kannte. Vorm Doppelstockbett stehend kost oben der Held die süße Püppi mit zartem Begehr, während an seinem Mittelteil der untere Bettinhalt, eine gewisse Lu, nach Verrichtung die ursprüngliche Franz’sche Kleiderordnung wiederherstellt. Eine Geschichte, die in einer Bullenwartstation spielen könnte und - Sapperlot: Da spielt sie auch, was Bartsch, der gelernte Rinderzüchter, deckungsgleich ausmalen kann. **Das bisschen Zeug bis zur Ewigkeit** (Osburg) ist nicht der einprägsamste Titel. Ansonsten heißt es: Durchatmen; die Geschichte wirft den Leser mal in den Honigtopf, mal in grauen Dreck.

Dichterliebe (Knaus) ist zugkräftiger für Blüten und Himmelblau liebende Leserinnen – so bietet sich das Buch äußerlich gar neckisch dar. Drinnen steckt die Geschichte eines gealterten einstigen DDR-Erfolgs-Dichters. Die ist, weil von der in München aufgewachsenen Theaterfrau **Petra Morsbach** geschrieben, vielleicht genauer,

schonungsloser, ironischer und einfühlsamer, als alternde DDR-Erfolgsdichter sie je aufschreiben könnten. Henry Steiger hockt ein paar Jahre nach der Wende stipendienbewehrt in einem Künstlerhaus unweit der Nordsee, bemitleidet sich und sucht nach neuem Liebes-Futter: Ein paar Frauen hat er während seiner Erfolgsjahre verschlissen.

Steiger erzählt seine Gegenwart und seine Vergangenheit, Träume und Wünsche – die Autorin hat mit Geschmack und Kunstverstand das halbe DDR-Lyrik-Lexikon eingebaut. Und natürlich kommen die Neider und Nichtsnutze, die Befehlshaber und die Muschkoten vor, die eine munter zappelnde Literatur-Nischengesellschaft hat. Wer Schlüsselfiguren sucht, wird sie finden, wer Typen sehen will, die sich in Clubs und Akademien wichtig machen, wird sie in ihrer Erbärmlichkeit erleben. Doch hinter dem Figurentingeltangel, hinter waschechtem Erzgebirgisch und Videokunstgedöns, steckt die Beobachtungsgabe einer Autorin, die über das DDR-Wesen mehr weiß, als ein jegliches DDR-Wesen je zugeben würde.

Auch **Thomas Fritz** tappt in **Selbstporträt mit Schusswaffe** (Merlin) in tiefer, dunkler DDR-Vergangenheit herum, nämlich an deren Grenze. Der Erzähler war Ende der Siebziger mit einem gewissen Peter Kilian eingesetzt, um jeden Fluchtversuch zu unterbinden … Fast zwanzig Jahre später kommt jener Kilian just im Grenzort um, anscheinend ein Unfall. Der Erzähler erbt Kilians papierne und elektronische Hinterlassenschaft.

Fritz hat damit einen Anlass, alles was er über Schuld und Beschuldigung, über Mitläufer und Schleimscheißer, über den bewaffneten Frieden und westliche Besserwisser schon immer mal sagen wollte, vorzuführen. Großartige Dialoge, bei denen man dem jeweiligen Sprecher gern zustimmen möchte; Monologe, Märchen, Briefe und Erörterungen – der Autor lässt kaum Argumente aus, die man im Kalten Krieg einander an die Köpfe schmiss. Nur sein Erzähler bleibt seltsam blass – vielleicht weil er von all seinen Freunden und Feinden so viel zu erzählen hat.